

Auf der Flucht
Antonia Eremina und
ihr zweijähriger Sohn
Andrej warten nahe
der Front in Stanizja
Luhanska darauf,
dass der Konvoi bald
losfährt und sie
in Sicherheit bringt

Jewgenij holt die Kinder raus

Weil der ukrainische Staat im Chaos versinkt, organisiert Jewgenij Kaplin Flüchtlingskonvois, um Kinder und alte Menschen aus dem Kriegsgebiet zu evakuieren. **Freiwillig – und auf eigene Faust.** Er gerät dabei zwischen die Frontlinien. Unser Reporterteam hat ihn begleitet

TEXT: RAPHAEL THELEN FOTOS: FRANK SCHULTZE



Zur Kontrolle Soldaten der ukrainischen Armee überprüfen die Ausweispapiere einer Flüchtlingsfamilie. Die Mutter hat den Vater der Kinder verlassen, weil er sich den Separatisten anschloss



Ohne Wegweiser Jewgenij Kaplin und 23 Uhr: Nachts flammen die Kämpfe

seine Helfer haben sich auf abgelegenen Feldwegen verfahren. immer wieder auf. Trotz des Waffenstillstands



Blick aus dem Bus Ein bis auf die Grundmauern zerstörtes Haus in Stanizja Luhanska nahe der Front. Der Kamin ist in der Mitte noch zu erkennen, der Rosthaufen daneben war mal das Dach



Blick in den Bus Antonia Eremina mit der ältesten Tochter Viktoria, 12 Jahre.

ihren Kindern Anna (links), 4 Jahre, Andrej (Mitte), 2 Jahre, und Die Familie stammt aus Luhansk, der Vater ist dort geblieben

Das Stakkato des Maschinengewehrfeuers von der nahen Front trommelt auf Jewgenij Kaplins angespannte Nerven. Er steht mitten auf der Dorfstraße und starrt zwischen Häuserruinen auf die untergehende Sonne. Dass sie bereits untergeht, macht ihn nervös. Die Straße, auf der er steht, verläuft durch Stanizja Luhanska nahe der russischen Grenze. Kampfgebiet.

Seit Wochen gilt offiziell Waffenstillstand in der Ukraine, ausgehandelt zwischen der Regierung und den von Wladimir Putin vertretenen prorussischen Separatisten – unter Mithilfe von Angela Merkel und François Hollande. Zwar schweigen die Artilleriekanonen in Stanizja Luhanska tatsächlich, aber nicht die Maschinengewehre. Schon gar nicht nachts.

Vor Kaplin liegt ein Granatsplitter. Er hebt ihn auf, wiegt ihn in seiner Hand. Das letzte Mal, als er hier war, explodierte eine Mörsergranate nur 200 Meter von ihm entfernt. Ein Schrapnell zerschnitt die Luft, durchbrach Fensterglas, fällte Bäume. Kaplin schmiss sich in den Dreck, blieb unverletzt. Aber Erlebnisse wie dieses haben tiefe Wunden in ihm geschlagen. Manchmal betäubt er sie mit Alkohol.

In den kommenden 24 Stunden will Kaplin mit eigens organisierten Bussen 60 Flüchtlinge aus den Separatistengebieten der Ostukraine evakuieren. Vor allem Kinder und alte Menschen. Für viele, die Hunger, Gewalt und Kälte ausgesetzt sind, ist er ein Hoffnungsträger, einer der wenigen. Doch dieses Mal wird Kaplin scheitern. Zumindest teilweise.

Die Vereinten Nationen schätzen, dass bisher 6000 Menschen in dem Krieg getötet wurden, rund eine Million Menschen sind auf der Flucht. Rund fünf Millionen Menschen leben in den betroffenen Gebieten.

„Die ukrainischen Soldaten und die Separatisten haben mir versprochen, nicht auf uns zu schie-

ßen“, sagt Kaplin. Aber der Sonnenuntergang bereitet ihm Sorgen. Nachts flammen die Kämpfe meist wieder auf. Sein Flüchtlingskonvoi könnte ins Kreuzfeuer geraten. Es ist ein Wettlauf mit der Zeit.

Im Morgengrauen sind sie in seiner Heimatstadt Charkiw gestartet. Das war vor zwölf Stunden. Kaplin sitzt auf dem Beifahrersitz. Während er aus dem Seitenfenster auf die Felder schaut, steuert Fahrer Andrej Smirnow mit mehr als 100 Stundenkilometern den Bus über die Landstraße. Kaplin sagt: „Viele dieser Felder sind vermint.“ Smirnow, ein höflicher Mann mit Glatze und Lachfalten, nickt.

Unzählige Checkpoints der ukrainischen Armee liegen noch vor ihnen. Die Flüchtlinge sollen mit Bussen und Taxis aus den Separatistengebieten zum Treffpunkt an der Front kommen. Auch das muss Kaplin noch organisieren. Er ist angespannt, sein Gesicht ist zur kantigen Maske erstarrt, seine Finger reiben nervös am Saum seiner Tasche.

Vor dem Krieg besaß Kaplin eine Eventagentur, veranstaltete Tanzfestivals für Kinder, die auf der Bühne Pirouetten drehten und deren Eltern im Takt klatschten. Kaplin ist ein geborener Organisator, doch Erfüllung verspürt er nur dann, wenn er anderen hilft. Als Jugendlicher betreute er Waisenkinder in seiner Heimatstadt Charkiw, reiste 2008 nach dem 5-Tage-Krieg nach Georgien, um Flüchtlingslager zu errichten.

In der Ukraine organisieren Menschen wie Kaplin die Evakuierungen und die Nothilfe, weil der Staat überfordert ist. Der Krieg lähmt die von Jahren der Korruption und Misswirtschaft ohnehin fragilen Institutionen.

Kaplin hängt deshalb viel am Telefon. Wenn man etwas braucht, geht das nur über persönlichen Kontakt. Sie fahren Richtung Starobilsk. Die Stadt liegt im Hinterland. Kaplin hofft, dass ihnen ein dortiger Regierungsbeamter zwei weitere Busse zur Verfügung stellt. Seit Tagen bearbeitet er ihn. Er will gerade wieder zum ►►►

Telefon greifen, als ein Unterstand aus Betonblöcken in Sicht kommt. Eine Mauer aus Sandsäcken versperrt die halbe Straße.

Ein ukrainischer Soldat mit buligem Gesicht steckt seinen Kopf ins Fahrerfenster.

„Wo wollt ihr hin?“, fragt der Soldat und fixiert Kaplin.

„Wir evakuieren Flüchtlinge“, antwortet Kaplin freundlich, versucht seine Ungeduld zu verbergen.

„Mach den Kofferraum auf“, befiehlt der Soldat.

Seine Kameraden, alle schwer bewaffnet, wühlen durch Windeln und Medikamente. Kaplin blickt auf die Uhr. Es ist bereits Mittag. Bis zum Treffpunkt müssen sie noch drei Stunden fahren. Mindestens. Wenn sie Pech haben, platzt unterwegs ein Reifen, bricht in einem der tiefen Schlaglöcher eine Achse. Der Soldat schlägt den Kofferraum zu. „Gute Fahrt!“

Kaplin wählt erneut die Nummer des Regierungsbeamten. Doch er ist nicht allzu optimistisch: „Wahrscheinlich werden die Busse nicht pünktlich sein. Vielleicht kommen sie gar nicht.“ Viele Beamte im Osten der Ukraine sind prorussisch eingestellt, das macht die Arbeit von Kaplin und anderen nicht einfacher.

Knapp drei Stunden später: Die Hauptstraße von Starobilsk ist mit grauen Plattenbauten gesäumt. Kaplin verschwindet in einem Büro, um mit dem Beamten zu verhandeln. Als er rauskommt, lächelt er. Der Beamte tritt auch auf die Straße, einen Pappbecher mit Kaffee und eine Tüte Erdnüsse in der Hand: „Die Busse kommen gleich.“ Tatsächlich biegen nach einer halben Stunde beide Transporter um die Ecke. Zwei weitere Busse bedeuten, dass Kaplin statt wie üblich 20 nun tatsächlich 60 Menschen evakuieren kann. Deshalb das Lächeln.

Hinter der Stadt ist die Straße von Panzerketten aufgerissen.

Smirnow steuert den Wagen im Slalom um die Schlaglöcher, bremst, beschleunigt, bremst. Er will die verlorene Zeit am Checkpoint aufholen.

Nach einer Stunde Fahrt kommt Smirnow nicht weiter. Die Brücke vor ihnen wurde gesprengt. Die Umleitung führt über Feldwege



Hoffungsträger
Jewgenij Kaplin (r.), 26, war mal Eventmanager. Er hat den Job aufgegeben. Jetzt rettet er Kinder aus dem Kriegsgebiet

und eine alte Landwirtschaftsbrücke, einen weiteren Checkpoint.

Vor der Brücke steigt der junge Polizist Dmitrij Saizew (Name geändert) ein. Er will ein Stück mitgenommen werden. Unter seinen buschigen Augenbrauen leuchten warme braune Augen.

Von Saizews 316 ehemaligen Polizeikollegen aus seiner Heimatstadt Krasnij Lutsch sind fast alle zu den Separatisten übergelaufen. Er erzählt, wie Nachbarn bei seinen Eltern anklopfen und grimmig fragen, warum der Sohn, der Verräter, für die Ukraine kämpfe. Manchmal rufen sie auch an und drohen ihm: „Wenn du zurückkommst, bringen wir dich um!“

Auch Kaplin ist russisch geprägt aufgewachsen, es ist seine Muttersprache. Er kennt die innere Zerrissenheit, von der Saizew erzählt. Die Sorgen des Polizisten, sind die Sorgen vieler. Der Krieg spaltet die Gesellschaft, treibt Familien auseinander. Dennoch hört Kaplin nur halb hin, er macht

Der Weg des Konvois



Die Route führt von Charkiw nach Stanizja Luhanska – für die 375 km braucht man knapp sechs Stunden. Normalerweise

sich mehr Sorgen wegen der Verzögerungen.

Als der Polizist ein paar Kilometer später in einem Dorf aussteigt, dreht er sich noch Mal um: „Wir brauchen eine Verhandlungslösung, um diesen Krieg zu beenden“, sagt er. Kaplin nickt. Es ist ein abwesendes Nicken, in dem wenig Hoffnung mitschwingt.

Um halb vier nachmittags erreichen sie Stanizja Luhanska, den Ort, an dem sie die Flüchtlinge abholen wollen. Noch anderthalb Stunden bis Anbruch der Nacht. Die Straße, auf der sie parken, verläuft parallel zu einem 200 Meter entfernten Bahndamm. Dahinter haben sich die Separatisten eingegraben. Frontlinie.

Wo früher Fenster waren, klaffen Löcher in den Häusern, verdreckte Gardinen wehen im Wind. Die Bäume ringsum sind in Mannshöhe abgeknickt. Gefällt von Granaten. Kaplin späht die

Straße hoch. Seit die Motoren der Busse verstummt sind, liegt eine unheimliche Stille über dem Ort. „Da vorne wäre ich vor ein paar Wochen fast getötet worden“, sagt Kaplin, wendet den Blick ab und geht rüber zu den beiden Taxis mit den angekommenen Flüchtlingen.

Eine Frau in einer roten Jacke steigt aus. Auf dem Arm hält Antonia Eremina ihren zweijährigen Sohn. Gegen das Rot der Jacke wirkt das Gesicht der erst 29-jährigen Frau grau. Auf der Rückbank sitzen ihre drei anderen Kinder, zwei vier und eins zwölf Jahre alt.

Während Eremina ihre Kleidung in Plastiktüten zu den Bussen trägt, erzählt sie Kaplin, dass sie aus Luhansk kommt, einer der am heftigsten umkämpften Städte. „Mein Mann war früher Taxifahrer“, sagt sie. „Doch seit Monaten gibt es keine Arbeit mehr. Wir haben von dem bisschen Geld gelebt, das uns Verwandte geschickt haben.“

In der Westukraine kann Eremina Sozialhilfe beantragen. ►►►

Karolin Schneider,
Ressortleiterin BILD am SONNTAG

Alle Chancen eines Start-ups. Mit Journalisten, die auch nach dem Mittagessen hungrig bleiben.

Jetzt durchstarten und mit uns den führenden digitalen Verlag gestalten.

Da geht noch mehr.
Mit Menschen, die über sich und gewöhnliche Jobprofile hinauswachsen.
www.axelspringer.de/karriere

axel springer

Deshalb hat sie sich entschieden zu fliehen, als sie von den Freiwilligenkonvois hörte. Ihr Mann war dagegen. Er will kein Flüchtling im eigenen Land werden. „Ich habe drei Tage wach gelegen und mit mir gerungen“, sagt sie. Am vierten Tag nahm sie ihre Kinder und verließ ihren Mann ohne ein Wort des Abschieds. Kaplin hört ihr zu, nickt dasselbe Nicken wie zuvor. Er hat solche Geschichten schon oft gehört.

Über dem Bahndamm färbt sich der Himmel allmählich rot. Etwa zwanzig Flüchtlinge fehlen noch.

Plötzlich zerreißen Schüsse die Stille. „Weit weg“, murmelt Kaplin, wie um sich selbst zu beruhigen. Ereminas vierjähriger Sohn Sascha jagt seinen kleineren Bruder um die geparkten Busse. Er zielt mit seinen Fingern auf ihn. „Peng! Peng! Peng!“, ahmt er das Maschinen-gewehrfeuer nach. Der Kleinere steckt in grüner Skikleidung und tapst mit erhobenen Armen vorwärts. Er lacht, ruft: „Ukraine! Ukraine!“ Ereminas ältere Tochter sitzt im Bus und fragt: „Wo ist mein Papa?“

Kaplin erfährt, dass der fehlende Bus an einem Armee-Checkpoint festhängt. Vor sich sieht er den Granatsplitter liegen, hebt ihn auf, schaut zu den beiden spielenden Brüdern. Bei früheren Evakuierungen sah Kaplin zerfetzte Kinderleiber, abgetrennte Arme und Beine auf der Straße liegen. Das sind die Bilder, die in seinen Träumen auftauchen. Plötzlich, unerwartet. Seitdem sei sein Schlaf zur Folter geworden, sagt er. „Alkohol ist das Einzige, das hilft. Ich trinke so lange, bis ich einschlafen kann.“ Auch andere Drogen hat er schon probiert. Die Bilder kamen trotzdem. Immer und immer wieder.

Die Sonne ist schon fast hinter dem Bahndamm verschwunden, als der fehlende Flüchtlingsbus um die Ecke biegt. Ein eckiges, gelbes Sowjetmodell. Die Flüchtlinge stei-

gen eilig aus und verteilen sich auf Kaplins Busse. Kaum einer spricht. Alle lauschen dem Gefechtslärm in der Ferne und hoffen, dass er nicht näher rückt.

Kaplin bittet Smirnow zu überprüfen, ob alle aus dem gelben Bus ausgestiegen sind. Smirnow entdeckt Swetlana Petrowa, die



In Sicherheit
Ein abgelegener
ehemaliger Kin-
dergarten nahe
Starobilsk dient
den Flüchtlings-
familien als
Notunterkunft
für eine Nacht

zusammengesunken in der letzten Reihe kauert. Die Füße der 73-Jährigen sind so stark angeschwollen, dass sie nur Schlappen tragen kann. Sie ist zu schwach, um allein aufzustehen. Smirnow hilft ihr auszusteigen. Langsam setzt sie einen Fuß vor den anderen. Aus den vereinzelter Schüssen ist ein Dauerfeuer geworden. „Komm Großmütterchen, wir schaffen das schon“, sagt Smirnow.

„Kommen Sie mir nicht so!“, erwidert sie gespielt aufgebracht. „Ich kenne junge Männer wie Sie. Kürzlich wachte ich auf und fragte meinen Sohn, was das für Lichtblitze seien. Er sagte: ‚Keine Sorge, Mama, das sind nur Raketen.‘“

Als Swetlana Petrowa im Bus sitzt, sackt sie wieder in sich zusammen. Kaplin schiebt die Tür zu, der Konvoi setzt sich in Bewegung. Jetzt müssen sie nur noch aus dem Frontgebiet. „Eine Stunde“, schätzt Fahrer Smirnow.

Früher war Petrowa Hochschullehrerin für Mathematik, sagt sie.

Ihr Urteil über die Separatisten: „Nichts als Hirngespinnste haben diese Knaben.“

Es ist dunkel geworden. Bald sagt keiner mehr ein Wort. Die Lichtkegel des Busses jagen über den Asphalt. Ereminas Kinder sind erschöpft eingeschlafen. Der Jüngste, der zuvor noch „Ukraine!

Ukraine!“ rief, wimmert im Schlaf.

Dann endlich ist es so weit. Die Stunde ist rum, sie haben das Frontgebiet verlassen, Smirnow geht vom Gas. Kaplin holt eine CD-Spindel aus dem Handschuhfach und legt Beatles ein. John Lennon singt „It's been a hard day's night.“ Kaplin ist erleichtert und gleichzeitig enttäuscht. Sie haben nur 40 statt der geplanten 60 Flüchtlinge evakuiert. Manche wurden auf Separatistenseite an Checkpoints aufgehalten. Andere bekamen keine Ausweispapiere.

Er holt seinen Tablet aus der Tasche, um in sozialen Netzwerken von der Evakuierung zu berichten. Plötzlich hebt er den Kopf und guckt Smirnow an: „Ein Freund hat gerade gepostet, dass hier in der Nähe drei Freiwillige getötet wurden.“ Er macht eine Pause. „Sie sind in ein Minenfeld geraten.“ Smirnow, der sonst immer ein freundliches Wort parat hat, schweigt.

Weit nach Mitternacht erreicht der Konvoi einen früheren Kindergarten in Starobilsk. Petrowa, die ehemalige Hochschullehrerin, setzt sich ermattet auf ein Sofa. Antonia Ereminas Kinder klettern in ihre Stockbetten. Kaplin versucht, seine Gedanken zu beruhigen. Er hofft, dass ihn seine blutigen Träume heute Nacht verschonen. Morgen werden die Flüchtlinge, die er gerettet hat, von anderen Freiwilligen auf Städte weiter westlich verteilt: Charkiw oder Kiew.

Kaplin wird wieder zurück an die Front fahren. ■

TANZEN MACHT SEXY



AB 13.03. | FR | 20:15

Die neue Staffel

RTL